

Helmut Boehncke

Humanität und Naturwissenschaft

Kretische Impressionen

Ein älterer Arzt, ergraut in der täglichen Bemühung, naturwissenschaftliche Medizin und humanistische Praxis im Schmelztiegel seines verträumten Geistes zu amalgamieren, gerät nach Kreta. In seinem Gepäck führt er ein kleines Buch mit sich, die „Kunst des Lösbaren“ von Peter B. Medawar. Medawar ist einer der anerkannten Großen der gegenwärtigen Medizin, der 1970 den Nobelpreis empfing für Forschung über die Vorgänge, die sich nach der Übertragung des Gewebes eines Spenders im Empfänger abspielen – hochaktuelle Untersuchungen im Zeitalter der Organverpflanzung. Dieser moderne Geist und die Geister Kretas treffen zusammen wie Feuer und Wasser. Ergebnis sind diese Impressionen.

Lawrence Durrell schildert einen alten vornehmen Kopten, der sich von seinen Geschäften zurückzieht und seinen Ruhestand bezeichnet als „making my soul“. Eine ähnliche Seelsorge sucht der Reisende, wenn er ein bedeutungsvolles Land betritt. Angeregt durch das Außergewöhnliche, das sein Auge überwältigt, tauchen Gedanken empor, die sonst der Kritik des Alltags nicht standhalten, die aber jetzt, befreit von professionellen Verbindlichkeiten, ihre Freiheit genießen und sich Gedankensprünge erlauben, die unter normalen Umständen den Verdacht auf Unzurechnungsfähigkeit oder Trunkenheit aufkommen lassen würden. Haben sie deshalb keine Daseinsberechtigung? Enthalten sie keine Wahrheit, keine Verbindlichkeit? Früher hätte man vielleicht geschrieben: Der geneigte Leser möge diese Frage selbst beantworten.

Verlust des Mütterlichen

Von zwei Höhlen in Kreta wird gesagt, daß Zeus in ihnen geboren und versteckt wurde, weil er vor seinem Vater Kronos geschützt werden mußte, der seine Kinder als seine zukünftigen Mörder fürchtete und verschlang. Aber nicht Kronos wurde durch Zeus in Gefahr gebracht, sondern die weiblichen Muttergottheiten, die in Höhlen nicht geboren und versteckt, sondern aufgesucht und verehrt wurden: Mutterrecht und Urreligion, vor Zeus' Geburt die Mittelmeervölker ordnend, wurden verdrängt durch Zeus und andere männliche Gottheiten. Die Muttergottheiten führten von nun an unter der Oberfläche ein verborgenes Leben. Manchmal wird dieses verborgene Leben erkennbar: die Marienverehrung der römischen Kirche ist unter anderem zu verstehen

als eine Transformation der unterirdischen, unbewußten Anhänglichkeit an Muttergottheiten. Dagegen haben die Kirchen der Reformation ausdrücklich diese Regungen verbannt und ein mehr puritanisch-männliches, intellektuelles Christentum entwickelt, obgleich Luther selbst die Kirche als eine „werte Magd“ liebte und besang.

Die Akzentuation männlichen Denkens in den Kirchen der Reformation hat noch eine andere Seite: Wenn Max Weber gezeigt hat, daß im puritanischen Denken der Schlüssel für die Entstehung des Kapitalismus zu finden sei, und wenn in Übereinstimmung mit dieser Hypothese die kapitalistischen Länder vorwiegend solche sind, die sich von Rom lossagten, liegt der Gedanke nahe, daß die konfessionell untermauerte Wirtschaftsform Europas und Amerikas mit dem Verlust mutterverehrender Kräfte erkaufte worden ist.

Der eindimensionale Friedrich Engels hat, auf den Spuren von L. H. Morgan wandelnd, den Ursprung der Familie als Sieg der vaterrechtlichen Erbfolge über das Mutterrecht erklärt – Vaterrecht ist die Fixierung des vom Mann erfundenen Privateigentums, es ist der Ursprung des Kapitalismus aus seiner Sicht, und die Frau wird in seinen Augen zum ersten deprivierten Proletarier.

Die kapitalistische Wirtschaftsform ist nicht zu trennen von Industrialisierung und Technik. Diese sind Anwendungsformen naturwissenschaftlichen Denkens. Bis heute konnte sich die Naturwissenschaft sonnen in dem ungebrochenen Optimismus, daß alles, was sie produzierte, widerspruchsfrei und richtig sei und daß das Wachstum ihrer Information per se in ein vernünftiges Handeln einmünden werde. Die Naivität dieser vorwissenschaftlichen Prämissen ist inzwischen evident geworden und hat einer globalen Ratlosigkeit Platz gemacht. Nur wenige, wie z. B. der exzellente Medawar, haben noch den Mut zu glauben, daß die Naturwissenschaft als „Kunst des Lösbaren“ selbst überleben kann, nachdem sie das Überleben der Menschheit ermöglicht haben wird.

Ein anderer medizinischer Nobelpreisträger, Jacques Monod, ist da viel skeptischer. Eine Analyse seiner politischen Lebenserfahrung und der naturwissenschaftlichen Erfolge, an denen er wesentlich Anteil hatte, mündet in einen heroischen Nihilismus, der dem durchschnittlichen Menschen zuviel zumutet und ihn der Verzweiflung überläßt.

Medawar vermag mit der Sprache umzugehen, was für Naturwissenschaftler nicht selbstverständlich ist. Im Gegenteil, die Naturwissenschaft hat eine Kurzsprache entwickelt, die nicht etwa nur ein bloßer Fachjargon ist, sondern eine bewußte Versklavung der Sprache. Sie stellt die Sprache herrisch in ihren Dienst – lieber sind ihr Zahlen –, sie erweitert die Möglichkeiten der Sprache nicht, sondern reduziert sie bis hin zu formelhaften Aussagen, die die Sprache völlig ihres eigentümlichen sinnlichen Lebens berauben.

Die Naturwissenschaftler waschen ihre Hände in Unschuld, wenn von den praktischen Folgen ihrer angeblich voraussetzungslosen Tätigkeit gesprochen wird. Es liege nicht an ihnen, wenn die ungebildete Menschheit nicht die richtigen Konsequenzen aus ihren einwandfreien Resultaten ziehe.

Dabei hat die Naturwissenschaft selbst die Vorbedingungen dafür geschaffen, daß die Brücke zwischen Einsicht und Handeln abgebrochen wurde, indem sie ihre Voraussetzunglosigkeit proklamierte. Sie will bloß entdecken, was vorhanden ist, nachdem sie den Instanzen, die ethische Forderungen zu stellen vermochten, den Mund verboten hatte, nämlich ethischer Philosophie und Religion. Sie produziert Informationen wie einen Laich – was der Informierte damit anfängt, ist seine Sache: es ist an ihm, herauszufinden, wo er in einem von ethischen Appellen isolierten Raum erfahren kann, was er tun, wie er sich verhalten soll.

Was den Naturwissenschaftler tätig werden läßt, sind jugen hafte, männliche Neugier, Abenteuerlust und Aggressivität. Wenn Medawar mit einem gewissen Understatement diese liebenswerten Eigenschaften als Motive für naturwissenschaftliches Forschen ausgibt, erhebt sich leicht die Frage, ob entsprechende weibliche Eigenschaften so verdrängt wurden, daß sie das jugen hafte männliche Denken nicht veredeln, es nicht reifen lassen konnten. Statt dessen ist eine beklagenswerte Polarisierung eingetreten, die keine Wärme entstehen läßt: während der männliche Geist sich emanzipiert von sinnlicher und emotionaler Lebendigkeit auf der einen Seite, wird die Isolation des weiblichen Komplements trotz ig auf die Spitze getrieben, und aus der Not der Vereinsamung wird keine Tugend, sondern eine angebliche Revolution gemacht.

Der isolierte männliche Geist findet nur noch den sexuellen Partner. Der existentielle Austausch wird als Möglichkeit zwar sehnsüchtig erahnt, aber selten verwirklicht. Die zu helfen vorgaben, indem sie die Intimität feilboten und an dem Abbau erotischer Geheimnisse verdienten, haben den lebenerhaltenden Genuß vergiftet und die Menschen in Wahrheit beschwert, die sie angeblich erleichtern und befreien wollten.

An dieser Misere hat die Naturwissenschaft einige Mitschuld. Es ist interessant zu lesen, wie Medawar die „Nichts-als“-Aussagen der Naturwissenschaft kritisiert. So ist z. B. der Tod „nichts als“ das Erreichen der Null-Linie im Elektroenzephalogramm. Aufs Ganze gesehen ist aber überhaupt die Naturwissenschaft ein einziges großes „nichts als“. Ihr Ziel ist es, alles erklärbar und verständlich zu machen, das Komplizierte auf das Einfache zurückzuführen, und ihr Ziel ist erreicht, wenn ein bis dahin geheimnisvoller Vorgang endlich erklärbar, und das heißt: trivial geworden ist. Genau genommen ist es oft nichts anderes, als daß der Vorgang mit neuen banalen Vokabeln beschrieben wird. Inzwischen aber sind die Abfallprodukte der Forschung zu bestehenden technischen Lösungen geworden, die den ursprünglichen Vorgang und seine Aufklärung überholen und sich ganz in den Vordergrund des wirtschaftlichen oder auch militärischen Interesses drängen.

Gute Beispiele für den in der Naturwissenschaft bestehenden Trend zur Trivialisierung bietet die Medizin: naturwissenschaftlich betrachtet sind Krankheiten Phänomene wie Kristalle, Blumen oder Tiere. Die Krankheiten wissenschaftlich bearbeiten heißt sie trivial werden lassen. Ihre subjektive Bedeutung für den Patienten ist wissenschaftlich in Wahrheit schockierend. Um diesem Schock zu entgehen, fliehen viele potentielle Ärzte in die Forschung, verständlicherweise, denn die subjektive Seite der Krankheit

kann nicht mit jenen Eigenschaften bewältigt werden, die Medawar als typisch für den Forscher bezeichnet. Sie erfordern andere Eigenschaften, die sich viel schwerer definieren und vor allem viel schwerer erziehen lassen als Neugierde und Abenteuerlust. Aber auch in der Klinik flieht man nicht ungerne in das Laboratorium, weil dort die Entscheidungen wesentlich einfacher zu fällen sind als dann, wenn das Bleigewicht der subjektiven Bedeutung angehoben werden muß, z. B. in einem Gespräch mit dem Patienten oder seinen Angehörigen. Eine andere Möglichkeit ist die, die subjektive Bedeutung der Krankheit einem Spezialisten zu überlassen, dessen psychotherapeutische Tätigkeit allerdings oft durch den Zwang, sich naturwissenschaftlich legitimieren zu müssen, weitgehend denaturiert wurde.

Das Angenehme und Verführerische an der reinen naturwissenschaftlichen Forschung ist der Umstand, daß man sie auch mit schlechter Laune und bedrückter Seele praktizieren kann. Sie ist weitgehend unabhängig von seelischen Schwankungen, ja sie ist eine wundervolle Möglichkeit, sich zu entspannen, wenn man sich auf sie konzentriert, sie schafft ein einwandfreies Alibi in Krisen und entführt in die geheime Gesellschaft unabhängiger Geister, die den Suchenden tröstet und den Bedrückten befreit. Dabei wird vorgespiegelt, daß man höheren Zielen dient, während man in Wirklichkeit bloß den eigenen Problemen entflieht und sie ungelöst liegen läßt. Der Gelehrte verschwindet in seinem Turm und schließt hinter sich ab. Seine Familie zum Beispiel bleibt allein.

Was der Naturwissenschaft vorzuwerfen ist – und sie mag sich das ausnahmsweise einmal gefallen lassen, weil sie ja gewöhnlich angebetet wird –, ist dieses: Entsinnlichung des Denkens und Lebens, Entseelung der Sprache, selbstgewollte Isolierung, die die anderen, die wissenschaftlich Ungebildeten, mit der Forderung zum richtigen Handeln allein läßt, nachdem unverständliche Informationen in einer Art Geheimsprache von einem Geheimklub ausgetauscht wurden. Dabei unerträgliche, weil absolute Arroganz, schlimmer als das Gottesgnadentum früherer Potentaten – das alles findet einen zusammenfassenden Namen nach Projektion auf die Medizin, und dieser Name heißt: Dehumanisierung.

Eine wichtige Quelle der Dehumanisierung in der Wissenschaft ist eine besondere Form von Egoismus oder vielleicht besser Narzißmus: Der Wissenschaftler kann auch oder gerade dann in seinem Fach groß sein, wenn eine doppelte Buchführung in seinem Inneren betrieben wird, und wenn es keine Brücke gibt zwischen dem, was er forscht, und der Art und Weise, wie er lebt. Auf der einen Seite wird verrechnet, was er intellektuell, auf der anderen Seite das, was er ethisch leistet. Frühere Zeitalter – in den hochmütigen Augen der jetzigen Forscher natürlich dunkle – kannten da andere Möglichkeiten, z. B. die Meditation. Carl Friedrich von Weizsäcker findet an der Meditation wichtig, daß nicht nur der Inhalt, sondern die Struktur des Bewußtseins verändert wird. Eben da liegt der Fehler: Der Inhalt der Information wird vermehrt, das Bewußtsein aber nicht verwandelt, geschweige denn wird das Unterbewußtsein berührt. Eben dort aber lebt das Weibliche, die Seele, die darbt und zugrunde geht, während das bloß informierte Bewußtsein wuchert.

Der Ausgangspunkt war die Vermutung, daß die Dehumanisierung Folge einer Defeminisierung ist, Folge der Emanzipation des Mannes von seiner mutterrechtlichen Herkunft. Es ist die Behauptung, daß das widerstandslose Zurückweichen weiblicher Herrschaft zu Beginn der Geschichte des Abendlands vielleicht beklagenswerte Folgen gehabt hat. Eine Korrektur ist nicht zu verordnen und nicht zu planen. Sie könnte da möglich werden, wo männliches Denken und weibliche Entfaltung einsähen, daß ihre Ehe besser wäre als ein aus gegenseitigen Irrtümern ausgelöster Kampf bis zum bitteren Ende.

Verlust der Schönheit

Wenn man noch einmal zurückblickt auf Kreta, fällt ein weiteres Phänomen auf: außer dem Verlust der mutterverehrenden Religiosität der Verlust der Schönheit. Wie kommt es, daß sich die Schönheit zurückgezogen hat? Wie kommt es, daß Industrialisierung und Schönheit einander ausschließen? Warum sind die beiden feindlichen Wirtschaftssysteme – Kapitalismus und Kommunismus – bei aller Feindseligkeit sich darin völlig einig, daß die Notwendigkeit unbegrenzten Wachstums von Technik und Industrie auf Kosten der Schönheit überhaupt nicht in Frage gestellt wird, jedenfalls dann nicht, wenn man nicht gerade zum Club of Rome gehört? Einig auch darin, daß die konkurrierende wissenschaftliche Abenteuerlust auf beiden Seiten in kostspieligen Versuchen der hungernden Erdbevölkerung eine neue, brotlose Form von Circenses im Weltraum vorführt, die den unendlichen Abstand zwischen dem, was der Mensch technisch kann, und dem, was er ethisch vernachlässigt, sichtbar werden läßt?

Zwar wird behauptet, daß die Technik ihre eigene Schönheit habe. Diese technische Schönheit hat etwas mit Zweckmäßigkeit zu tun, während die kretische, die abendländische Schönheit mit der Wahrheit zusammenhängt, worauf selbst der nüchterne Medawar hinweist. Das Reden über Schönheit ist nicht eine romantische Abseitigkeit, sondern entspringt der Einsicht, daß Schönheit eines der wenigen mit unserer heutigen Denkweise nicht erfaßbaren Geheimnisse ist, die das Leben nicht erklärbar, aber lebenswert machen.

Es gibt wohl Schönheit in unserer Zeit im Sinn der kretischen, abendländischen Schönheit. Ist es ein Irrtum, wenn man annimmt, daß die z. B. von Picasso, Kokoschka, Max Ernst oder Paul Klee geschaffene Schönheit unter anderem den Charakter eines Protests oder einer Mahnung gegenüber der Schönheitslosigkeit der technischen Welt besitzt, und gleichzeitig einen Tribut an die in dieser technischen Welt verratenen weiblichen Gottheiten darstellt?

Eine Distanzierung ist an dieser Stelle unerläßlich. Es ist schwierig, die bloß biologisch begründete Attraktivität der Frau zu unterscheiden von dem, was hier gemeint ist, wenn man das weibliche Element in den Produkten jener Maler bezeichnen will. Gemeint ist nicht jene bloße biologische Attraktivität, die z. B. Picasso artifiziell defor-

miert und rekonstruiert hat zum Entsetzen seiner an Fotografien gewöhnten Kritiker. Gemeint ist etwas, was verschüttet wurde und was neu entdeckt und zusammengesetzt werden muß wie die Pläne der Paläste. Gemeint ist nicht das „ewig Weibliche“ aus Goethes Faust. Faust ist vielmehr Prototyp jenes kritisierten Denkens, eine Gestalt, die mindestens in Deutschland Generationen von Naturwissenschaftlern verführt hat, indem sie auch ihnen ein Übermenschens-Dasein versprach, in welchem die Brücken zwischen Handeln und Denken abgebrochen sind. Faust duldet den Tod von Philemon und Baucis, und trotzdem wird er, „weil immer strebend sich bemühend“, erlöst ohne Reue, erlöst durch das „ewig Weibliche“, das ihn „hinanzieht“, das er aber als gegenwärtig Weibliches in der Gestalt von Gretchen seinem Streben zum Opfer brachte. Gretchen ist die weibliche ausgenutzte Magd, deren letzte Tat im Verzeihen und Erlösen besteht, das überhöhte Wesen, das in der Realität entwürdigt wird. Dieses Weibliche – Thema jugendstiliger Damenreden – ist nicht gemeint, sondern das, was Goethe als „die Mütter“ bezeichnet, zu denen man hinabsteigen muß.

Ja, zu den Müttern, und es schaudert sowohl Faust als auch Mephistopheles. Beide wissen, daß die Mütter sowohl den Mann wie den Teufel durchschauen und beiden überlegen sind. Deshalb helfen sie und verderben gleichzeitig Faust, indem sie Helena erscheinen lassen, Inbegriff der Macht, die weibliche Schönheit auf Menschen und Götter ausüben kann, als „Jungfrau, Mutter, Königin und Göttin“. Im Schauder Faustens vor den Müttern kündigt sich etwas an, was heute vollzogen ist: die unfaire Abwertung der Mütter, die hinter dem Schleier der Geburtenbeschränkung vollzogen wird.

Jeder, dem sein Leben lieb ist, verehrt seine Mutter als die einzige erkennbare Gestalt am Eingang seines unergründlichen Daseins. Sie ist jedes Menschen erste Liebe, die ihn zu allen anderen Lieben führt. Ihre Verehrung ist abhanden gekommen in einer Situation, in der die gewollte Unfruchtbarkeit zu Ehren kommt, während auffallenderweise die ungewollte noch immer schmerzt. Durch den Qualm der Bevölkerungsexplosion wird die Mutterschaft verdunkelt. Die Scheidekunst, die Chemie, hat gerade eben in letzter Minute die praktische Voraussetzung dafür geschaffen, Sexus und Fortpflanzung voneinander zu scheiden. Wir können vermeiden, was die Voraussetzung unserer eigenen Existenz war, nämlich die Empfängnis. Ob sich allerdings Sexus und Reproduktion wirklich reinlich scheiden lassen, und wenn ja, ob diese Scheidung den Menschen wohltut, sind zwei andere Fragen. Ob wirklich jetzt weniger ungeliebte Kinder geboren werden? Und ob Sexus auf die Dauer sich hält, wenn seine Macht nur dem Augenblick dient und keine Projektion auf die Zukunft möglich ist? Ob die Perversionen entschädigen dafür, daß das Normale seine Zukunftsdimension verloren hat?

Das kommt also dabei heraus, wenn ein alter, etwas skeptischer Arzt nach Kreta fährt und die „Kunst des Lösbaren“ von Medawar mitgenommen hat: Eine Klage, die zu einer Anklage wird. Wenn man sieht, mit wie geringen Mitteln Landschaft und menschliches Leben geprägt und in Schönheit getaucht wurden, während heute der Vollbesitz aller Mittel die Welt und unser menschliches Leben an den Rand des Abgrunds gebracht hat, wird die Gewißheit unabweisbar, daß irgend etwas völlig verkehrt ist.

„Making my soul“ heißt, sich einer innerlichen Arbeit zu widmen, die bisher vor lauter äußerer Arbeit zu kurz kam. Es ist höchste Zeit, sie nachzuholen. Die Schwierigkeit besteht darin, daß sie – anders als von jenem Kopten – nicht im Ruhestand, sondern mitten in der Aktion vollzogen werden muß.

Verteidigung der Naturwissenschaft

Nach der Heimkehr erschien manches anders. Man müßte diesen kritischen Überlegungen entgegenhalten, daß, ausgehend von einer Vorlesung, die der Romancier und Physiker Charles Percy Snow über die „zwei Kulturen“ gehalten hat, eine weltweite Kontroverse zwischen Geistes- und Naturwissenschaften entbrannt ist, und daß, wie es scheint, die Naturwissenschaftler leicht im Vorteil stehen. Es wurde festgehalten, daß Naturwissenschaft mit Aufklärung und Humanisierung Hand in Hand ging, ganz im Gegensatz zu dem Vorwurf, daß Dehumanisierung geradezu zwangsläufig mit ihr verbunden sei.

Snow betont, daß in unserer Welt die Naturwissenschaftler in der Regel die sind, die sich für Fortschritt, d. h. Fortschritt in Richtung auf Humanisierung, für Freiheit und gegen Diktaturen oder ideologische Systeme einsetzen. Dieses „Sich einsetzen“ beschränkt sich freilich oft darauf, den Widerspruch, die bessere Einsicht zu formulieren, ohne sich darum zu kümmern, wer sie verwirklicht. Die noch schlimmere und nicht seltene Variante ist die, daß die Naturwissenschaftler sich als Handlanger einer Ideologie ausnutzen lassen.

Das Koordinatensystem einer solchen Verteidigung der Naturwissenschaft ist das nachkretisch-griechische, in welches das christliche Kreuz aufgenommen wurde. „Nachkretisch“ soll hier heißen, daß zwar zuerst Zeus, dann aber Jehova zum Zentrum eines sinnerklärenden Denkens wurde, ein väterlich-männlicher Gott, der die ursprünglich auch dort vorhandenen weiblichen Erdgottheiten souverän überwand. Es war Israel, das auf die entschiedenste Art die Wendung zu einer betont männlichen Denk- und Lebensweise vollzog, die durch die christliche Gottessohnschaft endgültig gemacht wurde, die Gottessohnschaft, diese Zumutung eines Vater-Sohn-Verhältnisses, das nur so zu verstehen ist, wie Pascal formulierte, daß nämlich die Schrecklichkeit des Heilmittels – das Sterben des Sohnes – die Schwere der Krankheit erkennen läßt. Dieses Ereignis ist auch insofern ein endgültiges, als eine Eschatologie, eine Lehre von den Letzten Dingen, zu dem Gesamtentwurf gehört.

Übereinstimmung und Widerspruch haben an diesem Punkt ihre Weggabel: Naturwissenschaft kann nicht gnadenlos verworfen werden, weil sie hervorgeht aus dem Gebot, sich die Welt untertan zu machen, d. h. die Welt zu führen, und weil auch ihr Geist etwas mit dem Heiligen Geist zu tun hat. Die Naturwissenschaft ist christlichen Ursprungs, Endprodukt einer Säkularisierung, die den Inhalt der abendländischen Geschichte ausmacht, aber ihre Herkunft nicht verleugnen kann. Überzeugend hat C. F.

von Weizsäcker dargestellt, wie die monotheistische Religion der Juden die Voraussetzung dafür war, daß die Schöpfung eines allwissenden vernünftigen Gottes von der menschlichen Vernunft nachvollzogen, verstanden und fortgeführt werden konnte. Es ist nicht erstaunlich, daß gerade jüdische Gelehrte das naturwissenschaftliche Denken entschieden weiterführten, ohne Mühe aus der Schule des Talmuds in die Laboratorien der Naturwissenschaft überwechselnd.

Hinter der Kritik an der Naturwissenschaft steht wohl ein Engagement für die „Dummen“, für diejenigen, die ihre Haut zu Markte tragen, ohne Lohn zu finden, die Nachhut auf dem Rückzug, oder die Vorhut vor dem Angriff; das ist das Fußvolk, das sind die Bauern von Thomas Münzer, die Arbeiter in den Industrieländern, es sind die Mühseligen und Beladenen von früher, die „Zukurzgekommenen“ von heute, die Armen in den Entwicklungsländern, die Leute, deren Probleme zwar rationalisiert und diskutabel gemacht werden, aber nicht durch Rationalisierung zu lösen sind. Es ist der Bodensatz, über den die Wogen der Begeisterung für den Fortschritt hinweggehen. Ihre Probleme sind nicht durch Klugheit zu lösen, weil es diese Art der Klugheit, die so etwas lösen könnte, nicht mehr gibt, jene Klugheit, die bei Thomas von Aquin an der Spitze der natürlichen Tugenden steht, weil sie das Ganze der Welt berücksichtigt, im Gegensatz zur „instrumentellen“ Vernunft, die nur Teilgebiete zu sehen vermag. Es sind die Unmündigen, die nicht Repräsentierten, die Kinder, vor allem die anomalen Kinder, alle diejenigen, mit denen man nichts Rechtes anzufangen weiß, die ein beständiges Ärgernis sind. Ist lediglich die Untreue gegenüber der großen Mutter der Grund, warum wir gegenwärtig so hilflos sind?

Gewiß war die Entwicklung der männlichen Eigenschaften, die wir wahrscheinlich fälschlicherweise als die „ewig männlichen“ anzusehen gewohnt sind, nicht glücklich, und tatsächlich entwickelte sich das „Männliche“ einseitig, vielfach sogar abstoßend einseitig. Diese Einseitigkeit der männlichen Prägung überließ die Frau sich selbst und mußte notwendigerweise ihre Emanzipation auslösen, die nichts anderes bedeutet als den Aufschrei über ihre Verlassenheit, über den Verlust des adäquaten Partners. Das alles mag etwas Richtiges enthalten, aber es berührt nicht die Tiefe der menschlichen Not, von welcher die Not im Verhältnis der Geschlechter zueinander nur ein winziger Ausschnitt ist, wenn auch ein bedeutender, weil eben – wie man es auch drehen und wenden mag – das Verhältnis der Geschlechter mit der Frage etwas zu tun hat, ob dieser Planet weiter von Menschen bewohnt werden wird oder nicht.

Die Erfindung der Liebe

Nicht die Reproduktion als solche ist jedoch das Wesen der Zweigeschlechtlichkeit, sondern die Erfindung der Liebe. Nicht die Fortpflanzung ist das Ziel, und die Liebe lediglich ein Lockvogel, wie Naturwissenschaftler glauben machen wollen, sondern umgekehrt: es kam primär auf die Erfindung der Liebe an, und die Fortpflanzung ist

nicht Ziel, sondern nur die erste Phase der Liebe und die reale Ermöglichung der Entwicklung der Liebe über diese Phase hinaus. Das Entscheidende ist nicht die Beantwortung der Frage, ob mehr männlich oder mehr weiblich geliebt wird, sondern ob Liebe bloß Akzidens ist oder nicht vielmehr etwas Essentielles, nein, das Wesen der Sache überhaupt. Und das nicht im Sinn vom „make love not war“, sondern: daß trotz „war“ und tief unter aller Not trotzdem noch Liebe glüht.

Das Wort „Erfindung der Liebe“ kommt mir irgendwie unpassend vor, wenngleich etwas Wichtiges nicht anders auszudrücken ist. Ich empfinde es nämlich als ungenügend, wenn die Naturwissenschaftler auf der einen Seite mir nichts, dir nichts die Liebe aus der Tiefe der Evolution hervorgehen lassen, etwa wie die Entwicklung eines neuen Organs – und wenn auf der anderen Seite die Theologen grandios, aber fast etwas gewalttätig, jedenfalls manchmal nicht liebevoll von einer Liebe sprechen, die vor allem, über allem und nach allem Leben herrscht. Beide Visionen haben, jede für sich, einen faszinierenden Glanz; aber das eigentlich Faszinierende ist ihre Komplementarität, ihre gegenseitige Ergänzung, verschiedener Ausdruck ein und desselben Phänomens zu sein, nur jeweils aus anderer Sicht beschrieben.

Mit anderen Worten, man sollte die Blicke nicht allzusehr auf Kreta beschränken, sondern darf Palästina nicht vergessen. Es ist eine der Unterlassungssünden, die der Naturwissenschaft zur Last zu legen sind, daß sie, faktizitätsbesessen, wie sie ist, nicht zugeben kann oder wahrscheinlich verdrängt, daß dort etwas vor sich gegangen ist, das den Rang gewöhnlicher naturwissenschaftlicher Fakten übersteigt. Ein Arsenal von Ausreden bringt die dort gestellte Frage nach einer Entscheidung in ihrem eigenen Leben zum Verklingen. In ihrer optimistischen Welt darf es keine aussichtslosen, keine tragischen Verläufe geben. Die instrumentelle Vernunft ist eine empfindliche Dame, der man mit Hiobs-Geschichten nicht kommen darf. Eine mitleiderregende innerliche Verarmung breitet sich infolge dieser Verweigerung aus. Wenn man liest, daß von der Endzeit vorausgesagt wurde, daß in ihr die Liebe erkalte, ist man versucht, aus dem Liebemangel unserer Welt zu schließen, daß die Endzeit naht. Es gibt kein erhabeneres und gleichzeitig menschlich faßbares Bild von der Endzeit als jenes vom Jüngsten Gericht. Manchmal sieht es so aus, als habe es sein Urteil gesprochen, nur die Vollstreckung stehe noch aus.

Das Geheimnisvolle ist, daß die Bitterkeit der Tragödie aufgehoben wird durch die Süßigkeit der Liebe, oder umgekehrt, daß allein die Süßigkeit der Liebe imstande ist, die verzweifelte Tiefe der Tragödie zu erleuchten. Hier drängt sich das Wort Siegen an die Oberfläche, die Aussage etwa, daß die Tiefe des Leids besiegt wird von der Liebe; aber das ist eine bloße Metapher, die den Vorgang mit unzulänglichen Worten beschreibt. „Wer spricht von siegen, überstehen ist alles“ – dies Wort Rilkes, das Gottfried Benn als die Formel seiner Generation empfand, gehört hierher: Überstehen paßt besser als Siegen, und Überwinden enthält zwar durch die Assoziation mit Jakobs Engelskampf noch immer das bislang offenbar unentbehrliche Bild des Kampfs, ist aber wohl der Sache am nächsten, nämlich der Vision von einem endgültigen, geradezu

unvermeidlichen Ausgleich, von einem Frieden, der sich ausdehnt wie ein abendlicher Sonnenuntergang, unwiderstehlich und ohne Alternative. Für diese Vision gibt es nur ein adäquates Bild: die Apotheose am Kreuz, die unendliche Erhöhung in der unendlichen Erniedrigung, jene Situation, von der Johann Sebastian Bach gesagt und musikalisch ausgedrückt hat, daß sie auch ohne Ostern endgültig sei.

Kreta, das bedeutete Mutterrecht und Urreligion, vorwissenschaftliche, mythische, schönheitsdurchtränkte Vergangenheit, im Gegensatz zu der einseitig vermännlichten, verwissenschaftlichten Gesellschaft von heute. Palästina aber sagt es anders: Nicht der Verlust der Erdgöttinnen ist das traumatische Erlebnis der Menschheit gewesen, sondern das Sterben Jesu. Seitdem bleibt eine unverlierbare, nicht überbietbare Zusage lebendig, daß das Leben nur als ein ungeheures Paradoxon zu verstehen sei, daß nämlich allem Anschein zum Trotz sein Urgrund Liebe ist. Oder mit den Worten Jean Pauls: „Den obersten Geist vor Gott fragt seit Jahrtausenden ein unterer Geist der Erde: Was ist zu tun? Der oberste Geist antwortet: Es ist noch nichts getan. Aber der Unendliche schweigt; er hat sich längst seiner Welt erbarmt, aber die Geister wissen nicht wie.“